



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Die Haselnuß : Ein Leipziger Märchen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kleine Tal im lichten Sonnenschein. Wir schauten oft zurück, bis es nicht mehr zu sehen war.

Die Gegend, die nun vor uns lag, war aber nicht weniger reizvoll. Das Tal von Chevreuse windet sich zwischen grünen Hügeln hin. Damals zogen sich die Abhänge leuchtendgelb zu den Wiesen, Feldern und Dörfern herab, denn die großen Goldginsterbüsche standen in Blüte. Über der Landschaft lag Festtagsstille. Ich entsinne mich zweier alter Bauernhöfe mit hohen, dichtumrankten Steinwällen und mächtigen pigeonniers. Lautlos und verträumt standen sie da, feudal und geheimnisvoll wie Dornröschens Märchenschloß. Auch in den Ortschaften ruhte die Arbeit. Saint-Lambert-les-Bois war die erste, die sich unsern Blicken darbot. Kirche und Schloß liegen auf einem vorgelagerten Hügel, als wollten sie das Tal hüten. Nach einem vergnügten Picknick im Buchenwald wurde dieser Hügel „genommen“. Dann ging es durch das Dorf hinunter ins Tal. Im Sommer mag es dort etwas heiß sein, aber für einen heitern, frischen Frühlingstag ist dieser Ausflug wie geschaffen. Zwei Pfäfflein, die uns im Winde entgegensegelten, bekamen deutsche Wanderlieder zu hören, und die Nachmittagssonne sah uns ein Stück hinter Milon-la-Chapelle lang im „hohen, grünen“ Grafe liegen wie lyrische Dichter. Als sie aber etwas später ihre Strahlen in der Geißblattlaube des Hotels von Saint-Rémy-les-Chevreuse tanzen ließ, merkte sie, daß wir sehr normale Menschen waren, denn sie sah da alle Blicke beseligt an einer umfangreichen Karaffe hängen. Mit großen Wiesensträußen beladen, kehrten wir gegen Abend zurück, und beim Erzählen durchlebten wir den genußreichen Tag noch einmal. Ernste Erinnerungen, verwoben mit heiterer Gegenwart, hatten der Wanderung einen eignen Zauber verliehen.



Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



u der Stunde, wo die launenhafte Glücksgöttin Herrn Naue und dem Goldenen Kranich den Rücken wandte, machte der Advokat Schrödter seinen gewohnten Mittagsspaziergang „ums Tor“. Er konnte sich das erlauben, denn der Andrang der Klienten hielt sich bei ihm in so bescheidenen Grenzen, daß weder er noch sein Bureauvorstand recht wußten, wie sie die Langeweile, die im Wartezimmer alle Stühle besetzt hielt, im Bureau unter den hohen schwarzgestrichnen Stehpulten hockte, hinter den verschoffenen grünen Portieren lauerte und aus den leeren Fächern des Aktenschrankes grinste, wirksam bekämpfen sollten.

Denn Schrödters Geseßkenntnis, Gewandtheit und Rednergabe hatten bisher durchaus noch nicht die Beachtung und Anerkennung gefunden, die sie doch eigentlich

verdienten. Ihm selbst kam dies gerade jetzt zum Bewußtsein, wo ihm die Haselnuß, die in der von dem jungen Advokaten unter dem Arme getragenen Aktenmappe aus braunem Rindsleder hin und her kollerte, fortwährend an den kleinen Triumph erinnerte, den er soeben durch die Gewalt seiner Rede und die Beweiskraft seiner Logik über Beschränktheit und Aberglauben errungen hatte.

Die Genugtuung über diesen bescheidenen Erfolg mußte sich wohl in Schrödters Mienen ausdrücken, denn die Spaziergänger, denen er begegnete, betrachteten ihn heute mit ganz eigentümlichen Blicken, und hier und da blieb einer stehen und schaute dem jungen Rechtsgelehrten, der mit großen Schritten und steifem Rücken daher kam, eine Weile nach. Einmal glaubte der Advokat sogar zu verstehn, daß jemand im Vorbeigehn zu einem andern sagte: Das war der bekannte Schrödter, weißt du, der so vortrefflich reden soll. Und ein paar hundert Schritt weiter kam er an zwei alten Herren vorüber, die in eine lebhaftere Unterhaltung vertieft waren, und von denen der eine gerade sagte: Solche Leute müßten wir im Stadtverordnetenkollegium haben. Daß er jung ist, würde gar nicht schaden; was ihm an Erfahrung fehlt, ersetzt die rasche Auffassung und die Beweglichkeit des Geistes. Als dann der Blick der beiden Herren auf den Vorübergehenden fiel, schwiegen sie ein paar Sekunden still, lächelten einander bedeutungsvoll zu, und der zweite sagte zum ersten mit leiserer Stimme: So geht's doch allemal. Wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt.

Der Spaziergänger hatte sich kaum von seinem Erstaunen erholt, da sah er von der Thomasmühle her einen belebten Mann geradeswegs auf sich zu-eilen. Als dieser dicht vor ihm stand und die mit Mehl bestaubte Mütze respektvoll lüftete, erkannte er in ihm den Thomasmüller in eigner Person.

Ach, Herr Advokat, rief der Dicke keuchend und pustend, das trifft sich gut, daß ich Sie erwische! Hören Sie, Sie müssen mir helfen! Die Regierung hat mir den Mühlzins erhöht, obwohl meine Gerechtigkeit noch lange nicht abgelaufen ist. Und dabei ist die Pleiße so verschlammmt, daß ich das Räderwerk habe höher legen müssen. Natürlich habe ich reklamiert, aber die Herren in Dresden wollen sich nicht überzeugen lassen. Jetzt will ich sehen, was ich auf dem Prozeßwege erreiche. Sie müssen die Sache in die Hand nehmen. Wann kann ich einmal bei Ihnen vorsprechen? Sehen Sie, ich wäre schon längst gekommen, aber ich wollte doch vorher wissen, wann Sie Zeit für mich hätten, denn stundenlang im Wartezimmer sitzen, das kann ich beim besten Willen nicht, und ich weiß, daß so ein tüchtiger Advokat wie Sie von früh bis spät beschäftigt ist. Wann paßt Ihnen? Wann soll ich kommen?

Schrödter war schon im Begriff, zu sagen, der Besuch des Müllers sei ihm zu jeder Stunde willkommen, er besann sich jedoch noch rechtzeitig darauf, daß es einen weit bessern Eindruck mache, wenn er den schönen Glauben des Mannes an seine Überbürdung mit Geschäften nicht zerstöre, und sagte nach einigem Besinnen: Kommen Sie nächsten Dienstag Punkt drei Uhr. Ich werde dann meine übrigen Akten, die sich für den Tag angemeldet haben, auf fünfse bestellen.

Der Müller wars zufrieden, bedankte sich dafür, daß der Advokat sich der Sache annehmen wolle, und eilte so schnell, wie er gekommen war, wieder an seine Arbeit. Schrödter aber kürzte in der Freude seines Herzens den Spaziergang heute ab und begab sich in sein Bureau, weil es ihn drängte, sich mit der sächsischen Mühlenordnung näher bekannt zu machen und die für seinen Fall in Frage kommenden Bestimmungen, die ihm nicht mehr ganz geläufig waren, genauer durchzulesen.

Als er das Wartezimmer betrat, traute er kaum seinen Augen: nicht nur alle Stühle waren besetzt, sondern sogar auf dem Tische saßen Leute, und über all die

Gefichter glitt ein Schimmer der Befriedigung, als der Ersehnte endlich erschien. So etwas hatte der junge Jurist bisher noch nicht erlebt. Aber er fand sich merkwürdig schnell in die Rolle des gesuchten Anwalts, durchmaß das Wartezimmer mit raschen Schritten, grüßte kurz und geschäftsmäßig nach rechts und links und ließ sich im Bureau an seinem Schreibtisch nieder. Dort lag ein ganzer Stoß Briefe mit Stempeln und Siegeln von Gerichten, Behörden und Standespersonen, aber ehe er noch Zeit fand, sie näher anzusehen, trat schon der Bureauvorstand zu ihm und meldete, soeben sei Herr Direktor Hartort von der Leipzig=Dresdner Bahn dagewesen und habe Herrn Schrödter in einer dringlichen Angelegenheit sprechen wollen. Wenn er die Andeutungen des Direktors recht verstanden habe, so beabsichtige man im Direktorium, Herrn Schrödter das Amt eines Syndikus anzutragen.

Nun wurden die Leute aus dem Wartezimmer einer nach dem andern vorge lassen, und da stellte es sich heraus, daß es sich, abgesehen von zwei oder drei Bagatellsachen, um lauter schöne und einträglichere Fälle handelte. Da war eine Erbschaftsangelegenheit, bei der das Objekt zwei Millionen Taler betrug, eine sehr verwickelte Ehescheidungssache, aus der man ohne allzu große Mühe drei gesonderte Prozesse machen konnte, ferner ein Streit über den Nießbrauch eines Braunkohlenbergwerks, der, wie sich auf den ersten Blick erkennen ließ, eine Anzahl von Terminen und Reisen beanspruchte und deshalb außer den Gebühren noch eine sehr ansehnliche Einnahme aus Schriftsätzen, Reisekosten und Tagegeldern in Aussicht stellte. Keine Frage: der kleine unbekanntete Advokat war mit einem Schlage der gesuchteste Anwalt Leipzigs geworden. Den gewohnten Mittagsspaziergang „ums Tor“ mußte er aufgeben; in seiner Privatwohnung brannte bis spät in der Nacht noch Licht, und die Leute im gegenüberliegenden Hause konnten, wenn sie einmal zu vorgerückter Stunde von einer Abendgesellschaft heimkehrten, sehen, wie Schrödter bei einer Tasse starken Kaffees am Schreibtisch saß, Gesetzbücher wälzte und Akten studierte.

Bei den Terminen, wo er zu sprechen hatte, erwies sich der größte Verhandlungsaal des Bezirksgerichts als zu klein, das Publikum drängte sich auf den Korridoren, um den gefeierten Juristen zu sehen und womöglich zu hören, und den jungen Ausländern, die zum Studium der deutschen Sprache nach Leipzig gekommen waren, wurde geraten, den Verhandlungen beizuwohnen, in denen Schrödter plädierte.

In den Kreisen der Berufsgenossen sprach man von nichts anderm mehr als von seinem Talent und seinen Kenntnissen, die Laien bewunderten seine Schlagfertigkeit und seinen Witz, und die Gerichtsdienere erzählten sich schmunzelnd allerlei Geschichtchen, wie der Advokat gewiegte Gegner auf den Sand gesetzt und das Richterkollegium in Verzweiflung gebracht hatte. Und so verbreitete sich denn in Stadt und Land die Überzeugung, daß ein Prozeß, bei dem man durch Schrödter vertreten werde, von vornherein als gewonnen zu betrachten sei. Mütter heiratsfähiger Töchter veranstalteten dem hoffnungsvollen jungen Mann zuliebe Bälle und Soireen, und wenn er auch bald genug die Absicht merkte und die meisten Einladungen dankend ablehnte, so wußte ihn die verwitwete Appellationsrätin Heydenreich dennoch mit Geschick und Ausdauer dahin zu bringen, daß er ihrer Amalie in einer schwachen Stunde einen Antrag machte.

Nun hatte Amalie aber einen Onkel, der eine einflußreiche Stelle im Justizministerium bekleidete, und so gelangte man in Dresden zu der Einsicht, daß sich der Staat einen so ungewöhnlich begabten Juristen nicht entgehn lassen dürfe, und daß es die höchste Zeit sei, ihn als Rat an das Bezirksgericht zu berufen. Schrödter

machte kein Hehl daraus, daß er seine einträgliche Praxis nur ungern mit dem Staatsdienste vertausche, aber man gab ihm zu verstehn, daß er allem Anscheine nach berufen sei, eine glänzende Karriere zu machen, und daß, wenn natürlich auch zunächst sein Einkommen hinter dem eines vielbeschäftigten Anwalts zurückbleibe, doch gerade ihm auch der Staatsdienst in finanzieller Hinsicht die besten Aussichten biete, daß er ferner als Mitglied eines Kollegiums vor Überarbeitung sicher sei, und daß er endlich doch auch die Ehre und das Bewußtsein, dem Vaterlande zu dienen, in Anschlag bringen müsse.

Schrödter ließ sich bekehren und erhielt seine Ernennung. Die Stadt hielt es für ihre Pflicht, den Mann, der in so jungen Jahren die Aufmerksamkeit der Regierung erregt hatte, auch ihrerseits auszuzeichnen und seine Talente dem Gemeinwohle nutzbar zu machen, und die Bürgerschaft wählte ihn in das Stadtverordnetenkollegium, wo er für seine Rednergabe und Geistesüberlegenheit ein weites Feld der Betätigung fand. Er hatte schon eine Anzahl Jahre zum Wohle der Stadt gewirkt und so ziemlich auf alle kommunalen Angelegenheiten den weitesten Einfluß gewonnen, und man munkelte davon, daß die Regierung beabsichtige, ihn zu befördern und nach Dresden zu versetzen, als auch die gelehrte Welt, die sich bekanntlich doch sonst in der Anerkennung außergewöhnlicher Talente weiser Vorsicht befeißigt, wenn sie nicht aus dem Schoße der Alma mater hervorgegangen oder mit akademischen Würdenträgern durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden sind, auf den begabten Juristen aufmerksam wurde. Da geschah denn, was man sogar in Universitätskreisen bis dahin kaum noch für denkbar gehalten hatte, und wofür es in der Geschichte der Alma mater Lipsiensis nur einen einzigen Präzedenzfall gab: die Juristenfakultät wählte Schrödter zu ihrem Ordinarius und zum ersten ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft. Als gewiegter Geschäftsmann stellte er zunächst Berechnungen über die mutmaßliche Höhe der mit der ihm angetragenen Würde verbundenen Einnahmen an und kam dabei zu einem höchst befriedigenden Ergebnis, um so mehr, als man ihm angedeutet hatte, daß der Landesherr nicht verschlen werde, ihn bei der nächsten Gelegenheit durch Verleihung der mit einer ansehnlichen Präbende verknüpften Stinckure eines Domherrn von Meißen auszuzeichnen.

Er folgte also dem ehrenvollen Rufe und hatte die Genugthuung, daß sich die rechtsbefähigte Jugend aus ganz Deutschland zu seinem Katheder drängte, und daß seine Lehrmeinungen in der ganzen juristischen Welt als Evangelium galten.

Er hätte also, zumal da er sich auch der angenehmsten häuslichen Verhältnisse erfreute und blühende Kinder heranwachsen sah, der glücklichste Mensch sein können, wenn ihn nicht in den stillen Stunden, wo er über seine Laufbahn nachdachte, das törichte Bewußtsein gequält hätte, daß er seine glänzenden Erfolge vielleicht doch nur der kleinen dummen Haselnuß verdanke. Ja, er verhehlte es sich nicht: er, der aufgeklärteste und vorurteilsloseste aller Sterblichen, war in diesem Punkte ein Sklave des jämmerlichsten Aberglaubens. Niemals hatte er es über sich gebracht, gegen irgend jemand seines Talismans Erwähnung zu tun; nicht einmal seine nächsten Angehörigen hatten eine Ahnung davon, daß nach der geheimen Überzeugung ihres Vaters und Waters all sein Glück auf einer unscheinbaren Nuß beruhte, die er in der rechten obern Westentasche trug. Wenn ihm etwas zum Troste gereichte, so war es die Erwägung, daß er mit seiner kleinen Schwäche nicht allein dastehe, und daß auch die größten Männer der Weltgeschichte, ein Julius Cäsar, ein Wallenstein, ein Napoleon in ähnlichen abergläubischen Vorstellungen befangen gewesen waren. Er lächelte über sich selbst, aber er war nicht stark genug, sich aus dem Zauberbanne des kleinen Amuletts freizumachen.

Am einem schwülen Sommernachmittag hatte er sich nach Tisch auf den Divan gestreckt und war über der Lektüre der Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft eingeschlafen. Seine Tochter Anneliese, eine niedliche Siebzehnjährige, saß mit einer Stickerei beschäftigt am offenen Fenster, schaute bald auf die stille Straße hinaus und betrachtete bald ihren berühmten Vater, der so unbequem wie möglich dalag, und dem das Heft aus der Hand geglitten war. Sie stand leise auf, näherte sich dem Ruhebett, schob dem Schläfer ein Kissen unter den Kopf und legte das Heft auf den Tisch. Dabei trat ihr Füßchen auf etwas Hartes. Sie bückte sich und fand in der dichten Wolle des Smyrnateppichs eine kleine längliche Haselnuß. Wie mochte die dahin gekommen sein?

Und als sie nun wieder auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster saß und in gedankenlosem Träumen mit der Nuß spielte, sah sie Heinz Benzmann quer über die Straße kommen, einen jungen Schriftsteller, von dem zuweilen eine Novellette im Tageblatt stand, und dessen persönliche Bekanntschaft sie im letzten Winter auf dem Eise des Johannaparks gemacht hatte. Das heißt, vorgestellt war er ihr nicht worden, er hatte sich vielmehr ohne jede Höflichkeit an sie herangemacht, hatte, ehe sie sich noch recht besinnen konnte, ihre Hand ergriffen und war mit ihr über die glitzernde Fläche dahingeflogen. Sie hatte sich köstlich amüsiert. Nachher freilich war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß es sich eigentlich nicht für sie geschickt hätte, mit einem jungen Manne, der nicht Privatdozent war, und dessen Visitenkarte nicht einmal der Dokortittel schmückte, Schlittschuh zu laufen! Aber du lieber Himmel! sie war damals noch so schrecklich dumm und harmlos gewesen: ein kaum der Schule entronnener Backfisch von sechzehn Jahren und sieben Monaten! Und seitdem erlaubte sich der dreiste Mensch, sie, so oft er ihr begegnete — und er begegnete ihr sehr, sehr oft! —, zu grüßen, sogar wenn sie in Gesellschaft ihrer strengen Mutter war, die immer von neuem in Erstaunen geriet, jedesmal alle ihre Bekannten in Gedanken Revue passieren ließ, aber nie dahinter kommen konnte, wer der junge Herr wohl gewesen sein möchte. Das hätte ja alles noch hingehn können, aber das schlimmste war, daß er, wenn er sie ansah, immer so vertraulich lächelte, als ob sie zeitlebens die besten Kameraden gewesen wären. Wußte er denn gar nicht, daß ihr Vater Geheimer Hofrat und Domherr und Ordinarius war?

Und als der dreiste Mensch nun gerade unter ihrem Fenster vorbeikam, folgte sie einer plötzlichen Eingebung und ließ die Nuß auf ihn hinunterfallen. Das sollte die Strafe sein. Er würde es schon spüren, wenn ihn das kleine steinharte Ding an den Kopf oder an der Schulter traf. Sie hatte jedoch kaum ihr Wurfgeschloß losgelassen, da bekam sie einen entsetzlichen Schrecken. Herr Gott, wenn das jemand gesehen hätte! Daß sie doch immer wieder auf solche Backfischtorheiten verfiel, obwohl sie doch nun schon siebzehn Jahre zwei Monate und elf Tage zählte! Ach, vielleicht hatte er es selbst nicht einmal gemerkt, vielleicht war die Nuß hinter ihm zu Boden gefallen, und er hatte, zerstreut und in Gedanken versunken, wie Dichter ja gewöhnlich sind, nicht einmal das Aufschlagen des kleinen Dings auf die Trottoirsteine gehört.

Sie mußte sich Gewißheit verschaffen und beugte sich vorsichtig über die Fensterbank.

O weh! Da stand er, hielt die Nuß in der Hand, schaute lachend zu ihrem Fenster empor und zog, sobald ihr vor Aufregung gerötetes Gesichtchen sichtbar wurde, seinen schrecklichen alten Schlapphut zum Gruße. Dann drückte er einen Kuß auf das Projektil und steckte es in die Tasche.

Anneliese fuhr zurück, biß sich vor Ärger die Lippen blutig und schloß das Fenster.

In diesem Augenblick regte sich der berühmte Vater auf dem Divan, stöhnte wie in einem bösen Traume befangen und richtete sich auf.

Ach Anneliese, sagte er, ich habe wohl geschlafen?

Ja Vater, mindestens eine halbe Stunde. Ich glaube, du hast sogar geträumt.

Ja, ich habe geträumt. Und dazu einen recht fatalen Traum. Ich hatte etwas verloren und suchte und suchte, aber alles war umsonst, und darüber erwachte ich.

Er saß jetzt auf seinem Lager, strich sich das Haar aus der feuchten Stirn und griff mit nervöser Hast in alle vier Westentaschen. Sogar der liebenden Tochter fiel es auf, daß er in diesem Moment mehr sonderbar als bedeutend aussah.

Du hast wohl wirklich etwas verloren, Väterchen? fragte sie.

Er warf ihr einen mißtrauischen Blick zu und ging zu den Rocktaschen über.

Ja, allerdings, erwiderte er, ich habe etwas verloren. Meinen Taschenkamm, wenn du es durchaus wissen mußt.

Sie half ihm suchen, griff in die Vertiefungen des Polsters und strich mit der flachen Hand über das weiche dicke Wollens des Smyrnateppichs. Natürlich fand sich der Kamm nicht, das war aber schon deshalb erklärlich, weil er dem Herrn Geheimrat vor vier Wochen bei einem Ausflug in die Sächsisch-Schweiz abhanden gekommen war.

Es ist wirklich zu fatal, sagte er, ganz erhitzt vom Suchen, und dabei muß ich nachher zur Rektorwahl.

Ach Alterchen, erwiderte sie, während sie ihm die Wangen streichelte, die Glückwünsche deiner Kollegen wirst du wohl auch ohne den Taschenkamm entgegennehmen können. Denn daß sie dich wählen werden, das bezweifelst du doch wohl selbst nicht. Wir Juristen sind ja an der Reihe, und in der Fakultät hast du doch keinen Rivalen.

Man kann nie wissen, wies kommt, sagte er und bemühte sich zu lächeln. Aber er fühlte selbst am deutlichsten, daß seine frohe Zuversicht mit einemmal einer seltsamen Mutlosigkeit gewichen war.

Und die Stimme in seinem Innern sollte Recht behalten: als er am Spätnachmittage nach Hause kam, und Frau und Tochter ihm auf der Treppe entgegeneilten, um ihn als Magnifizenz zu begrüßen, winkte er ab und sagte bitter:

Wenn ihr eure Glückwünsche an den Mann bringen wollt, dann geht zu Schmidt. Er ist geworden!

* * *

Heinz Lenzmann war ein unverbesserlicher Optimist. Als er mit der Haselnuß in der Tasche seiner mehr als bescheidenen Dachwohnung zuwanderte, sagte er zu sich: Das war doch endlich einmal ein kleines Zeichen, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig bin. Schade, daß sie keine Rose zur Hand hatte! Das wäre poetischer gewesen.

Doben auf dem Flur vor seiner Kammer empfing ihn die Hausmannsfrau, seine Wirtin, mit den Worten:

Hü, hü, Herr Lenzmann, es wartet jemand auf Sie.

Der Gelbbriefträger? fragte er.

J. — nee!

Der Gerichtsvollzieher?

Nee nee, ein feiner Herre. Er sitzt wohl schon ne halbe Stunde in Ihrer Kammer. Er müßte Sie sprechen, hat er gesagt, und wenn er drei Stunden warten sollte.

Als Lenzmann in seine Kammer trat, erhob sich der Besucher, stellte sich als Kommerzienrat Dornberger in Firma J. G. Dornbergersche Verlagsbuchhandlung vor und teilte dem jungen Schriftsteller mit, er sei durch eine im Tageblatt veröffentlichte Skizze auf ihn aufmerksam geworden und wolle sich die Anfrage erlauben, ob Herr Lenzmann nicht geneigt sei, ihm einen Band Novellen zu schreiben — kleine feine Geschichten, so recht aus dem Leben gegriffen und in dem knappen ansprechenden Stile verfaßt, der eben jene Skizze so vorteilhaft auszeichne. Ein glänzendes Honorar könne er natürlich für ein Erstlingsbuch nicht zahlen, er hoffe jedoch, daß ein so junger Autor mit hundert Mark für den Druckbogen zufrieden sei, das würde ja immerhin bei einem Umfang von dreißig Bogen dreitausend Mark ergeben. Allerdings müsse Herr Lenzmann sich verpflichten, mit keiner andern Verlagsbuchhandlung in geschäftliche Verbindung zu treten.

Der Schriftsteller zeigte sich über diesen Antrag nicht im geringsten erstaunt oder betroffen, lachte dem Kommerzienrat vielmehr vergnügt ins Gesicht und sagte: Das glaub ich, verehrter Herr! Das könnte Ihnen so passen! Sie sind mit dem Ruhm, mich entdeckt zu haben, nicht zufrieden und wollen sich den Mißbrauch meines Talents schon im voraus für alle Zeiten sichern. Aber weil Sie tatsächlich der erste sind, der sich die vier Treppen zu meinem Duskulum heraufbemüht, so sollen Sie mich haben. Ich bin heute in ungewöhnlich glücklicher Stimmung, und da bringe ichs nicht übers Herz, Ihnen einen Korb zu geben. Hier haben Sie meine Hand! Spätestens in einem halben Jahre werde ich Ihnen das Manuskript bringen.

Dornberger schlug ein und dankte für die Bereitwilligkeit, mit der Lenzmann auf seinen Vorschlag eingegangen war. Dann griff er zu seinem Hute und wollte gehn.

O nein, verehrter Herr, so lasse ich Sie nicht weg! rief der junge Poet, Sie müssen mir die Ehre erweisen und ein Glas Wein mit mir trinken. Bei der Hitze hat jeder anständige Mensch Durst. Zum Glück habe ich noch eine Flasche Rheinwein da. Neulich erhielt ich nämlich zehn Mark für ein Gedicht. Zu einer Reise an den Rhein langte das Geld natürlich nicht, da hab ich mir ein halbes Duzend Flaschen Wein dafür gekauft. Eine davon ist übrig geblieben, ich habe sie mir am Munde abgespart für den Fall, daß ich einmal wirklich netten Besuch bekäme.

Der Kommerzienrat suchte Ausflüchte zu machen, aber es gelang ihm nicht, und er mußte es über sich ergehen lassen, daß sein neuester Autor eine Flasche unter dem Bette hervorzog, entkorkte und den Inhalt in ein Wasserglas und eine Kaffeetasse goß. Der Besucher bekam das Wasserglas.

Also auf eine erspriessliche Entwicklung unsrer Verbindung! sagte Lenzmann und stieß mit seiner Tasse an das Glas. Kein übler Tropfen, nicht wahr? Die ganze Sonne des gesegneten Rheingaus in flüssiger Form!

O ja, das merkt man, erwiderte Dornberger resigniert, er hat mindestens zwanzig Grad Reaumur. Sie hätten ihn ein wenig unter die Wasserleitung halten müssen. Was soll das für eine Marke sein? Er sah nach der Etikette.

Rautentaler! erwiderte der junge Poet mit Überzeugung. Hier stehts!

So so, meinte der andre, wenns da steht, dann muß es ja wahr sein.

Er stürzte den warmen Trank mit Todesverachtung hinunter und machte sich aus dem Staube, ehe Lenzmann das Glas aufs neue füllen konnte.

Als der „wirklich nette“ Besuch weg war, trank der Poet mit stillem Behagen den Rest des „Kauentalers“ und ging im Geiste seinen Vorrat von Novellenstoffen durch, die alle das eine gemeinsam hatten, daß die Heldin einer gewissen kleinen Geheimrats-tochter glich. Dann kaufte er sich ein neues Fläschchen Tinte und drei Buch Kanzleipapier und machte sich an die Arbeit.

Tag für Tag saß er nun am Schreibtisch. Wenn seine Kraft erlahmen wollte, gab ihm ein Blick auf die kleine und doch so teure Haselnuß wieder neuen Geistes-schwung, und wenn seine Geduld nachzulassen drohte, schaute er zu dem großen Bogen Papier empor, den er mit Reißzwecken an die Wand befestigt, und worauf er zu seiner beständigen Aufrichtung und Ermunterung mit Blaustift in Lapidarschrift „3000 Mark!“ geschrieben hatte.

Und die Arbeit rückte voran, die beschriebenen Blätter häuften sich. Freilich, seit er auf die dreitausend Mark losarbeitete und sich nicht mehr mit Beiträgen für Zeitungen und Zeitschriften abgab, mußte er seine ohnehin recht bescheidne Lebensführung einschränken, denn die kleine Rente, die ihm sein mütterliches Erbteil abwarf, reichte kaum zum allernotwendigsten. Kein Wunder, daß seine Abendmahlzeit allwöchentlich zweimal aus einem Stück trocknen Brotes bestand.

Eines Abends hatte er, von seinem Gegenstande hingerissen, länger als gewöhnlich geschrieben, da bemerkte er, daß sein Brotvorrat erschöpft war. Um diese Stunde waren die Bäckereien längst geschlossen, seine Wirtzleute schliefen schon, es blieb ihm also nichts andres übrig, als hungrig zu Bett zu gehn. Und er freute sich dieses kleinen Mißgeschicks, denn hungern müssen, dachte er, ist keine Schande und für einen Dichter am allerwenigsten, und wenn er erst die dreitausend Mark hätte, dann würde er das Versäumte schon nachholen, und wenn es bei Ackerlein oder bei Paeege sein müßte.

Aber — der Geist war willig und das Fleisch schwach, und seine junge, gesunde, Nahrung heischende Natur war stärker als alle schönen Theorien und Argumente. Wahrhaftig — es war kein Vergnügen, auf das Knurren des eignen Magens lauschen zu müssen und vor Hunger, vor ganz gemeinem, ganz und gar poesielosem Hunger nicht einschlafen zu können. Er wälzte sich auf seinem Bette umher und sann darüber nach, ob er nicht doch irgendwo etwas genießbares hätte. Da fiel ihm die Haselnuß ein. Das war freilich wenig, aber doch mehr als nichts. Allerdings: die Nuß galt ihm als ein teures Andenken, denn sie hatte sie in der Hand gehabt, und es war eigentlich ein Sakrilegium, sie zu knacken. Herz und Magen führten einen heißen Kampf miteinander, und schließlich mußte der Kopf, dem die Rolle des Schiedsrichters zugefallen war, erklären, daß die Beweggründe beider Parteien einander die Wage hielten, und daß der Streit nur durch ein Kompromiß beigelegt werden könnte. Die Nuß sei vorsichtig zu öffnen, so entschied der Kopf, der Kern, der ja doch nie von Anmeliefens zarter Hand berührt und geheiligt worden sei, dem Magen zu überweisen, und die Schale, nachdem sie behutsam wieder zusammengeleimt worden, dem Herzen zur weitem Ergänzung und Aufrichtung zuzusprechen.

Heinz Benzmann schwang sich also aus dem Bett, zündete Licht an, suchte die Nuß hervor, legte sie in eine Spalte der Dielen und klopfte mit dem Stiefelknechte solange darauf herum, bis die Schale in drei oder vier Stücke zerkrachte.

Was war das? Die Nuß enthielt keinen Kern sondern ein winziges Röllchen von Papier oder vielmehr, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte, von ganz dünnem Pergament. Und als er dann das zarte gelbliche Blättchen auseinander wickelte, da fand sich, daß es mit vier Zeilen einer orientalischen Schrift — warz

Arabisch oder Persisch oder Türkisch? — in äußerst zierlichen und beinahe mikroskopisch feinen Charakteren beschrieben war.

Nun hatte der Magen das Nachsehen, aber das Herz triumphtierte. Ohne Frage: das war eine Liebesbotschaft von ihrer Hand! Wäre er nur schon eher auf den Gedanken gekommen, die Nuß zu öffnen.

Aber wozu mußte sich das Mädchen, wenn es ihm etwas mitzuteilen hatte, einer Geheimschrift bedienen? Das fehlte gerade noch, daß die höhern Töchter jetzt auch Arabisch oder Türkisch trieben, als ob sie in den Wissenschaften nicht so wie so schon genug vor den armen Männern voraus hätten!

Mit dem Schläfe war es nach dieser Entdeckung nun erst recht vorbei, und unter wahren Tantalusqualen erwartete der arme Poet den Morgen, der ihm die Lösung des Rätsels bringen sollte.

Er ließ sich trotz seines Hungers kaum Zeit zum Frühstück und eilte mit seinem Hunde kurz entschlossen zu dem berühmten Orientalisten der Universität, dem greisen Professor Heinrich Leberecht Fleischer. Der liebenswürdige Gelehrte war nicht wenig erstaunt, zu so früher Stunde um Auskunft über einen arabischen Text — denn arabisch war er wirklich — gebeten zu werden, nahm aber bereitwillig die Lupe zur Hand und sagte, nachdem er die Schrift entziffert hatte: Die letzte Zeile ist ein Zitat aus der unter dem Namen „Goldene Halsbänder“ bekannten Spruchsammlung des Grammatikers Nachmüd az Zamachshari, der um das Jahr 1100 unsrer Zeitrechnung blühte. Der Schrift und dem Pergamente nach aber stammt das Blättchen aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Wie es in eine Haselnuß gekommen sein mag, ist mir freilich selbst ein Rätsel.

Und wie etwa würde der Text in deutscher Übersetzung lauten? fragte der junge Schriftsteller.

Fleischer besann sich ein Weilchen und improvisierte:

Willst du den Kern? Wohlan, er soll dir werden!
So merke denn: Was diese Nuß enthält,
Ist auch der Kern der Weisheit dieser Erden:
Glaub an dich selbst, so glaubt an dich die Welt!

So — sagte Lenzmann ein wenig enttäuscht, das ist alles? Weiter steht nichts darauf?

Erlauben Sie, junger Mann, erwiderte der Gelehrte, ist das noch nicht genug? Glaub an dich selbst, so glaubt an dich die Welt!

Ach, damit sagt mir Ihr alter Zamachshari, oder wie er heißt, nichts neues, meinte der Dichter. Das hab ich längst gewußt. Und in Gedanken setzte er hinzu: Annette hätte auch etwas geschickteres tun können, als mir so ein altarabisches Stammbuchblatt in die Hände zu spielen. Wenn sie etwa denkt, sie müßte mich ein wenig ermutigen, so ist sie auf dem Holzwege. Ein schüchternes Seladon bin ich nicht, das will ich ihr schon beweisen, wenn wir erst wieder Eisbahn haben, oder wenn ich, was noch besser ist, erst bei ihren Eltern Besuch gemacht haben werde.

Wissen Sie, was ich vermute? fragte der Professor, indem er das Blättchen wieder zusammenrollte und dem jungen Manne hinreichte. Die Nuß hat als Amulett gedient. So etwas war im Orient nichts ungewöhnliches. Mir selbst erzählte einst Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, bei dessen Söhnen ich in meiner Jugend Hauslehrer war, Napoleon der Erste habe von der Ägyptischen Expedition ein solches Amulett mitgebracht und viele Jahre bei sich getragen. Auch

diese Nuß sollte offenbar ihrem Besitzer Glück bringen. Haben Sie nicht etwa einen günstigen Einfluß verspürt? Er lachte zwar bei diesen Worten, aber Lenzmann hielt es doch für nötig, die Frage nach bestem Wissen zu beantworten.

Allerdings, sagte er, es sieht beinahe so aus, als ob sie mir Glück gebracht hätte. An dem Tage, wo ich sie durch einen Zufall erhielt — die nähern Umstände dieses Zufalls zu erklären, hielt er nicht für unbedingt nötig —, besuchte mich ein Verleger und erbat sich von mir einen Band Novellen.

Sehen Sie, junger Freund, bemerkte Fleischer, da haben Sie die Wirkung des Talismans. Jetzt freilich, wo sein Zauber enthüllt ist, fürchte ich, wird der Rückschlag eintreten. Sie werden den Glauben an sich verlieren —

Das hat keine Not, Herr Professor, erwiderte Lenzmann lebhaft. Im Gegenteil, Ihr alter Zamachshari hat mich nur in dem Glauben an mich bestärkt. Und daß die Welt diesen Glauben teilen wird, ist auch gewiß. Wenn auch nicht die Mitwelt, so doch die Nachwelt.

An dieser Zuversicht erkenne ich den Dichter, sagte der Gelehrte, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff und schüttelte. Wer so spricht, der wird auch die übrigen Nüsse des Lebens knacken, ohne sich die Zähne daran auszubeißen. Ich sehe schon, Sie tragen Ihren Talisman in Ihrer Brust, da können Sie freilich auf Amulette und ähnliche Dinge verzichten. Pfeifen Sie auf die Mitwelt, und halten Sie sich an die Nachwelt — dann werden Sie nie enttäuscht werden!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die Rede des Fürsten Bülow. Zur Abrüstungsfrage. Das Reichskolonialamt. Die braunschweigische Frage. Prozeß Biedermann.)

Wenn in der letzten Wochenbetrachtung festgestellt werden konnte, daß der Reichstag durch seine würdige Haltung bei der Militärdebatte vieles gut gemacht hat, was in der öffentlichen Beurteilung unsrer auswärtigen Politik durch Nervosität gesündigt worden ist, so kann der Verlauf der Debatten bei der Beratung des Etats des Reichskanzlers, der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes als eine erfreuliche Bestätigung dieses Eindrucks gelten. Die Übereinstimmung im nationalen Empfinden, in der Äußerung nationalen Selbstbewußtseins und nationaler Würde spiegelte sich in den verschiedenen Parteien recht verschieden, aber sie erschien um so eindrucksvoller, eben weil sie aus verschiedenen Überzeugungen und Grundanschauungen abgeleitet wurde. Die Sozialdemokratie stand freilich wieder abseits, aber auch hier war die Opposition maßvoller als sonst. Ein weiterer Umstand ließ die wohlthuende Festigkeit in der Stimmung des Reichstags noch mehr hervortreten. Der Reichskanzler nämlich erhob sich nicht sogleich in den Anfängen der Debatte — etwa nach dem ersten Redner —, um die erwartete Antwort zu geben, sondern er ließ den Rednern der wichtigsten, großen bürgerlichen Parteien das Feld und trat erst dann auf, um die von der ganzen politischen Welt erwarteten Aufklärungen zu geben. So wurde auch der Anschein vermieden, als ob die Parteien in bewußter oder unbewußter Abhängigkeit von der Regierung ihre Stellung nähmen.

Das Zentrum hatte zum erstenmal wieder die Freude, seinen Hauptredner zu diesem Etat als tonangebend für alle folgenden Parteivertreter wirken zu sehen.